

Bezugs-Preis
Für die Zeitungen 2,50 M.
Für die Zeitungen 2,50 M.
Für die Zeitungen 2,50 M.

Halleische Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die fünfspaltige Zeitungszeile
Für die fünfspaltige Zeitungszeile
Für die fünfspaltige Zeitungszeile.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 97.

Halle a. S., Montag 28. September 1896.

Drucker-Bureau:
Berlin SW., Hamburgerstraße

Die Eröffnung des eisernen Chores.

Ein gewaltiges Werk, ein Meisterstück moderner Technik ist nach mühevoller Arbeit vollendet worden, und sein Schlußstück ist am Sonntagabend in feierlicher Weise vollzogen worden in Gegenwart des österreichischen Kaisers, sowie der Könige von Rumänien und Serbien.

In Orlova begannen die Feierlichkeiten mit dem Anmarsch des Kaisers Franz Josef. Als Kaiser Franz Josef, der die Uniform eines ungarischen Reitergenerals trug, bestehend aus einem roten, goldverzierten Waffenrock und einer weißen, pelzbesetzten und goldgefrästen Mütze, aus dem Zuge trat, wurde er vom Obergespan Jankó, dem ersten Würdenträger der Provinz, empfangen.

Am Morgen des 27. September. Auf den gefirnten Straßen Wiens, welcher die Aufschämung und Beleuchtung der Stadt nur theilweise beeinträchtigt hatte, ist heute ein herrlicher Sonntag mit hellem Sommerhimmel gefolgt.

Am Morgen des 27. September. Auf den gefirnten Straßen Wiens, welcher die Aufschämung und Beleuchtung der Stadt nur theilweise beeinträchtigt hatte, ist heute ein herrlicher Sonntag mit hellem Sommerhimmel gefolgt.

Am Morgen des 27. September. Auf den gefirnten Straßen Wiens, welcher die Aufschämung und Beleuchtung der Stadt nur theilweise beeinträchtigt hatte, ist heute ein herrlicher Sonntag mit hellem Sommerhimmel gefolgt.

Der Sport in Amerika.

In keinem Lande der Welt nimmt der Sport eine so hervorragende Stellung im öffentlichen Leben der Nation ein wie in Amerika. Für die schönen Künste noch wenig zugänglich, empfindet der Amerikaner eine umso größere Freude und Aufregung an Rekrutbationen und Wettrennen, sowie den stets damit verbundenen Glücksspielen.

In erster Linie kommen natürlich die „races“ oder Pferderennen in Betracht, welche während des ganzen Sommers an allen Tagen der Woche abgehalten werden. Eröffnet wird die Saison am 15. Mai durch das Rennen in Gravesend. Dieser Tag ist für Jung und Alt, Arm und Reich ein nationaler Festtag. Die Zeitungen, welche mit der ihnen eigenthümlichen Gewissenhaftigkeit für die Verbreitung aller kulturellen Geschehnisse Sorge tragen, geben schon am Morgen dieses denkwürdigen Tages rothe Extranummern heraus, welche das umfangreiche Programm nach allen Richtungen hin erörtern und den Sportfreund über Alles, Schmers und — last not least — auch über die vernunftschädlischen Beziehungen der gefährlichen Herbe unterrichten. Auch fehlt es nicht an scharfsinnigen Betrachtungen über die Ausühten der mitwirkenden Bierkäufer, und ein Lebenslauf von Hof und Kletter schließt den Festartikel.

Ganz New-York befindet sich an diesem Tage in einem Zustande fieberhafter Aufregung. Auf den Straßen, in Káben und Restaurants, überall dreht sich das Gesprächs Thema um die Wettrennen. Wer es nur ermöglichen kann, fährt hinaus auf den Rennplatz, wobei ununterbrochen Glendändchen abgefahren werden. Die wenigen Glücklichen, die zurückbleiben müssen, erwarten aber mit Spannung die Berichte von der Rennbahn, für deren prompte Verbreitung die Telegraphen-Gesellschaft in dankenswerther Weise Sorge trägt, und damit den Zurückbleibenden auch nicht die Gelegenheit zum Wettrennen entgeht, haben erfindende Buchmacher einen sinnreichen Apparat erfinden, der auf telegraphischem Wege den Stand der Angelegenheit in Grassend übermittelt. Diese Apparate finden meistens in Wirtshäusern Aufstellung und bieten dem stets dem Glück-

Mal. Im Gefolge des Königs befinden sich unter Anderem der Ministerpräsident Sturza, der Kriegsminister Dubitzkian und der Arbeitsminister Stojewski. Nach Verlesen der Front der Ehrenkompagnie begrüßte König Carol zunächst den Erbprinz Josef, alsdann die Generalität und die Vertreter der beiden Regierungen und unterließ sich mit dem Ministerpräsidenten Baron Banffy und anderen Mitgliedern des Kabinetts längere Zeit in halböffentlicher Weise.

Die drei Monarchen stiegen dann mit den von der ungarischen Regierung zu diesem Zwecke gemachten Wägen an. Nachmittags 2 Uhr trafen die Majestäten hier wieder ein und reisten alsbald mittelst Sonderzuges nach Verfaßabod ab, wo sie die Nacht verbrachten.

Die gesammte ungarische Presse feiert die Eröffnung des eisernen Chores als einen Triumph der Justifikation und als das schönste Werk, womit die Tausendjahrfeier gefeiert werden konnte. Unzählige Male wird die Schiffahrt erst nach weiteren zwei Jahren gänzlich ungehindert erfolgen können, die technischen Fragen sind jedoch vollkommen gelöst, so daß die fünfzigsten Arbeiten durchaus keine Gefahr mehr bieten. Es mag daran erinnert werden, daß Minister Marffy, feinerzeit, als die erste Pfostenanfrage geschah, nach Benezern aus ganz Europa und Amerika bestirmt, ohne Schwanken dem deutschen Angebote Reichsgraf-Diesfontanellisch den Vorzug gab. Die Folge bewies, wie richtig er geruht hatte. Die Arbeit sollte aller bisherigen Erfahrungen; vorzüglich bewährte amerikanische Maschinen verpflanzten wie Glas, und die ersten Jahre brachten so enorme Verluste, daß eine minder mächtige Unternehmung unbedingt zu Grunde gegangen wäre. Vielfach befürchtete man auch, daß die Regulierung in so trauriges Schicksal finden werde wie einst die Nibbach, daß die Unternehmung unvollendet lassen würden. Den Deutschen Unternehmen aber gelang es, die Arbeit zu vollenden, und die Anerkennung, daß sie tapfer ausblieben, genommene Erfahrungen verwertheten, später eigene Verluste hereinbrachten und die Arbeiten

zufall sich anvertrauenden Publikum die umfangreichste Gelegenheit zum Wettrennen.

Ergeben aber am Abend die ersten Siegesberichte in den Extrablättern, die mittlerweile die dritte oder vierte Auflage erlebt haben, dann erreicht die siebentägige Aufregung ihren Höhepunkt in New-York: Die Namen der Sieger sind auf Aller Lippen, und selbst der Pferdebesitzer, der mit Erfolg Wettenden findet würdige Anerkennung.

Das Treiben auf der Rennbahn hingegen bietet, ob Regen oder Sonnenschein, ein bei Weitem noch aufregenderes Bild. Hier sehen wir viele Tausende von Menschen hin- und hergehen, alle wollen sich einen guten Platz erobern, und mit Argusaugen beobachtet jeder seine Wette. So lange sie noch nicht durch die Wetten erledigt ist. Tief philosophische Gespräche über die Ausühten der vorgeführten Pferde fann man überall vernehmen, dazwischen kramen alte Sportleute ihre Crimereuungen an den Rennplatz aus. Auch das schöne Geschlecht, das nicht selten die Majorität am Totalisator bildet, harret mit bewundernswerther Geduld der Dinge, die da kommen sollen.

Endlich ertönt die Glocke, und die Jockeys bereiten sich zum „Start“ vor; nachdem jeder glänzend ertönt ist, geht die Flagge los. Jetzt herrscht lautlose Stille, die nur dann und wann durch Zischgeräusche unterbrochen wird. Auf allen Gesichtern malt sich eine ängstliche Erwartung, bis der letzte Ritt vollendet ist. Mit frenetischem Jubel wird dann der erste Reiter resp. Pferd begrüßt; auch dem zweiten und dritten werden noch wilde Ovationen zu Theil. Darauf stürzt man Hals über Kopf zum Totalisator, um den Gewinn zu erheben und die Loose zu erneuern. Auch die weniger Glücklichen veruchen es noch einmal. Beim zweiten Mal wird es schon besser gehen,“ denkt jeder und wankt in dieser glücklichen Selbsttäuschung nicht eher vom Platz, als bis der letzte Cent zum Buchmacher getragener ist, um vor dort aus stets von Neuem seinen verderblichen Kreislauf zu nehmen.

Eine nicht weniger wichtige Stellung nimmt neben dem Pferdeport das Vale-Mall-Spiel ein. Es ist dies ein Vermächtniß Englands und wird in pietätvoller Danbarkeit gegen das Mutterland insbesondere in den Kreisen der akademischen Jugend gepflegt. Dieser Sport ist an sich eine gute körperliche Übung, entbehrt aber jeder großen Bewegung und

so mühselig vollendet, daß zwischen den Organen der Begierung und der Unternehmung niemals ein ernstlicher Gegenstoß oder gar ein Streit hervortrat. Die Eröffnung des eisernen Chores ist zugleich einer der schönsten Triumphe deutscher Beharrlichkeit und Tüchtigkeit.

Deutsches Reich.

\* Die Sonntagabend-Nachmittagsprieche des Kaisers ergab ein glänzendes Ergebnis, im Belaufe Fuchsberg-Barnen wurde ein prächtiger Zwoerundzwanziger erlegt. Es ist dies die größte Endemangelt der von Monarchen bisher erlegten Zhiere. Dr. Zehrmaler Richard Fritzele, ein geborener Dittreufe, ist auf dem Jagdschloß angetroffen, um die vom Kaiser erlegten Thiere zu zeichnen. — Wie aus Wiesbaden gemeldet wird, trifft das Kaiserpaar, neuerer Bestimmung zufolge, von der Porta Rheinthalica kommend am 18. Oktober Abends in Wiesbaden ein und wird am Tage darauf Abends einer Zcheatervorstellung beiwohnen. Die Adresse von Wiesbaden soll am 20. Oktober erfolgen.

\* Das Befinden des Prinzen Eitel ist noch immer nicht befriedigend. Er ist bereit weiter am Leben behndet und fann nur Ausfahrten unternehmen.

\* Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht die Verleibung des Schwagers Albrechts an die Prinzessin Albert von Sachsen und Albert von Belgien.

\* Die Standard-Meldung von einer anlässlich der Niederreise des Jaren in Aussicht genommenen Dreifahrer-Zusammenkunft in Czernowitz wird von dieigen unterrichteten Kreisen als vollständig erfunden bezeichnet. (Wie hatten von der Nachricht, deren Un glaubwürdigkeit von vornherein klar war, keinerlei Notiz genommen. D. Ned.)

\* Dem „Solist“ wird aus Kopenhagen gemeldet, die Verlobung des Prinzen Christian Altesen des Dänischen Kronprinzen, mit der Prinzessin Pauline von Wittelsberg-Stehe bevor, ebenso sei die Verlobung der Prinzessin Ingeborg von Dänemark mit dem Erbprinzen von Wien beschlossen.

\* Das Gesicht des Kaisers an den Sultan. Mit dem Bildbesicht des Kaisers für den Sultan verhält es sich, wie der „Reichsbote“ von glühender Seite erzählt, folgendermaßen: Die Nachricht an sich ist richtig, aber die angebliche Auslegung türkischer Kreise, als sei darin eine Billigung der Mordthat zu sehen, ist natürlich falsch. Der Sultan hatte den Wunsch ausgedrückt, eine Photographie der kaiserlichen Familie zu besitzen. Diejen Wunsche hat unser Kaiser entsprochen. Die Sache spielte aber vor dem Augenpunkt in Konstantinopel.

\* In einigen Wäutern ist mitgetheilt worden, daß auch der Führer der konservativen Partei, Freiherr v. Mantuffel, an den Beratungen des landwirthschaftlichen Kongresses in Pest theilgenommen habe, ja es wurden sogar Auszüge aus einer von ihm angeblich gehaltenen Rede verbreitet. Demgegenüber sei festzustellen, daß Herr v. Mantuffel an dem Kongress nicht theilgenommen hat.

\* Dem früheren Kriegsminister General der Infanterie Graf von Schellendorf ist die Kur, die er in Bad Neuenahr

ist durch die Art und Weise wie er betrieben wird, ein höchst verwerflicher Einfluß auf seine Jugend aus. Wie der Name schon andeutet, handelt es sich um ein Wallspiel, das mit ziemlich komplizierten „Tricks“ von zwei Parteien auszuführen ist. Die Spieler sind durch das Fallen des schweren Lederballs, der ungefähr die Größe einer Kegelkugel hat, den älteren Büffen ausgesetzt, und die etwas abgummaden, bedektet man sich mit einem Lederkittel, der die gewaltigen Bewegungen noch ungehindert erscheinen läßt.

St der Remonirwürschicht die höchste Klasse unseres akademischen Bürgers, so begründet sich kein amerikanischer Kollege nicht mit dieser einfachen Einstellung; Um den akademischen Bürgergrad äußerlich zur Schau zu tragen, bedarf es neben einigen Gesichtsbildungen auch noch eines gebildeten Armes oder Beines, sonst wird der Student von seinen Kommilitonen nicht „anerkannt“. So hat sich auch in den humoristischen Wäutern Americas eine typische Figur für den Münchenbau herausgearbeitet, nämlich ein arg zugespitzter Rerl mit Armbinde und Lederfeller, der in manchen Punkten seinem Better aus den „Hitzegenen“ nicht unähnlich sieht.

Um das witzigste Publikum stets von dem Laufenden zu unterrichten, widmen die Zeitungen allabendlich eine ganze Seite den Leistungen der verschiedenen Klubs. In besonders dringenden Fällen werden auch Extranummern herausgegeben. Das auch mit diesem Sport das Wettrennen unmittelbar verknüpft ist, braucht wohl nicht besonders hervorzuheben zu werden. Namentlich läßt es sich die Schuldung hiermit besonders angelegen sein, und die Kenntniß der Namen der Hauptkämpfer, der Länge und Schwere ihrer Knieel gilt eben guten, patriotischen Zungen als erstes Erforderniß, um sich selbst ein mit Erfolg an den vorderländischen Spielen betheiligen zu können. Neben den Jockeys und Bieckballspielern rangieren als dritte im Rande des nationalen Sports die „prickschloer“ oder Faust- und Ringkämpfer. Diese Klasse hat als Ort ihrer Thätigkeit die Varietebühne auserwählt, wenn nicht gerade das Auftreten besonderer Größen oder der Kampf um die Meisterschaft der Welt eine Sonderveranstaltung auf einer größeren Bühne erfordert. In den letzten Jahren ist das öffentliche Auftreten der Faustkämpfer von der Regierung in Anbetracht der stets mit dem Kampf verbundenen Orgesse und der verwerflichen













(Nachdruck verboten.)

## Herbstblüthe.

1) Roman von Clarissa Lohde.

1.

Der Regen fiel in heftigen Strömen vom wolkenſchweren Himmel hernieder. Fröstelnd hüllten ſich die Kutfcher der in langer Reihe vor der Front eines ſtattlichen Hauſes im Weſten Berlins haltenden Equipagen und Droschken feſter in ihre Mäntel oder eilten zu einer der nahen Deſtillationen, um dort ſich einen Schnaps zur Erwärmung geben zu laſſen. Denn es war ein feuchtkalter Februarabend und ein eiſiger Wind peitſchte durch die überflutheten Straßen.

„Herr Fellner, Sie auch hier?“ fragte die behäbige Wirthin einen eben in das Gaſtzimmer tretenden, den triefenden Mantel an der Thür abſchüttelnden herrſchaftlichen Kutfcher, deſſen langes von einem Vollbart umgebenes Geſicht etwas beſonders Würdiges hatte, wie es langjährigen Bedienteten guter Häuſer eigen iſt: „Iſt denn ihre Herrſchaft auch drüben bei Profeſſor Gersdorfs?“

„Ei freilich! Mein Herr iſt ja ein Jugendfreund von dem Bruder der Frau Profeſſorin.“

„Von dem Herrn Präſidenten?“

„Ja, von dem, der erſt ſeit kurzem hierher verſetzt iſt.“

„Vom Rhein her, nicht wahr?“

„Ja, vom Rhein. Aber woher haben Sie das Alles, Frau Publitz?“

„Na von wem denn ſonſt, als von der Bertha, dem Stubenmädchen da drüben. Sie holt öfter von uns Bier vom Faß für den jungen Herrn Doktor. Der will ja nun auch wieder fort.“

„So, ſo.“ meinte der Kutfcher, der ſeinen Bittern ausge-  
trunken hatte und das leere Glas auf den Tiſch ſtellte. „Nun,  
dann ſind ſie ja gut unterrichtet, Frau Publitz.“

Fellner wollte ſeine Neugier nicht zeigen. Er wußte, was ſich ſchickte. In ſeinem langjährigen Dienſt bei dem Geheimrath Luzen, einem der berühmteſten Aerzte der Hauptſtadt, hatte er ſich ein gemeſſenes, zurückhaltendes Weſen angeeignet. Dennoch hätte er gern noch mehr erfahren. Frau Publitz, die ihre Leute kannte, goß ſogleich das Glas wieder voll.

„Ja, Herr Fellner, man hört ſo Allerlei. Und mit dem jungen Herrn drüben, das iſt ſo eine beſondere Sache! Er war doch lange fort, und es hieß, er würde nach ſeiner Rückkehr hier angeſtellt werden, und nun, kaum daß er ein halbes Jahr hier iſt, geht er ſchon wieder auf Reiſen.“

„Und wohin, haben Sie das vielleicht auch erfahren, Frau Publitz?“

„Nun, ich hörte ſo etwas vom Orient, aber ich weiß wirklich nicht genau, des Studirens wegen iſt es, ſo viel habe ich wohl verſtanden.“

„Sm, Sm.“ machte der Kutfcher und ſtrich ſich den Bart, „ſo iſt mit der Verlobung mit dem Fräulein Bobin wohl nichts?“

Frau Publitz ſchlug die Hände zuſammen.

„Das wiſſen Sie alſo auch, Herr Fellner?“

„Nun, warum ſollte ich es denn nicht eben ſo gut wiſſen wie Sie? Das Fräulein Bobin iſt ja eine Freundin unſeres gnädigen Fräuleins, und da hört man doch ſo etwas beſprechen. Man glaubte ſogar, daß heute das Verlobungsfeſt dort,“ er zeigte mit dem Finger hinüber, „gefeiert werden ſollte.“

„Ach nein.“ unterbrach ihn Frau Publitz, „das iſt heute nur zu Ehren des Herrn Präſidenten und zugleich eine Abſchiedsfeier für den jungen Herrn, der morgen, glaube ich, ſchon ab-

reißt. Und was die Verlobung betrifft, nun, Sie wiſſen es auch daß das Fräulein Bobin kein Vermögen hat. Das iſt nicht anders bei den Beamten. Der Herr Rath hat wohl ein gutes Gehalt, aber bei den drei Töchtern, und ſie wollen doch auch etwas vom Leben haben, und die Frau Rätthin iſt ſehr darauf na, da geht immer Alles blank darauf, wenn's alle Weile noch reicht.“

„Ja, wenn's alle Weile noch reicht,“ ſagte der Kutfcher und nickte würdig; „da geht es uns beſſer, uns ſiekt das Geld nur ſo zu.“

„Ach ja, wer's ſo haben kann, wie Sie, ſolchen Dienſt! Sie ſind ja wohl bald an die zwanzig Jahre bei dem Herrn Geheimrath.“

„Ei freilich, und meine Emma hat der Herr Geheimrath und die Marie die Frau Geheimrätthin aus der Taufe gehoben.“

„Nun, da wird's ja auch bei der bevorſtehenden Hochzeit dem Fräulein Emma nicht fehlen.“

Der Kutfcher ſchmunzelte vergnügt.

„Na, na, ich glaube, der Herr Geheimrath läßt ſich nicht lumpen. Doch nun adjes, Frau Publitz, es muß bald zwölf Uhr ſein,“ er zog eine große ſilberne Remontoiruhr, „auch ein Geſchenk vom Herrn Geheimrath!“ Er nickte der Frau zu. „Länger als bis zwölf Uhr bleibt meine Herrſchaft nie. Der Herr Geheimrath muß morgens früh auf.“

„Ja, ja, ſold' ein Arzt, der hat keine Ruh,“ ſtimmte die Wirthin mit einem mitleidigen Kopfnicken zu. Dann wandte ſie ſich nach dem Schenktiſch, wo ihr Mann Mühe hatte, alle Fordernden zu befriedigen.

Fellner war hinausgetreten. Er kam eben noch zurecht; denn ſchon ſchimmerte Licht hinter der mit Glas verkleideten gußeisernen Thür und der Diener des Geheimraths Luzen rief laut den Namen Fellners.

Mit einer für ſeine Jahre bemerkenswerthen Elaſtizität ſprang der Kutfcher auf ſeinen Bock und fuhr dicht an das Trottoir heran, über das ein Teppich bis zur Hauſthür gebreitet lag.

Gleich darauf erſchien der berühmte Arzt in einen Belz gehüllt; Frau und Tochter in langen ſeidenen Mänteln, Schleier um das zierlich freigeſetzte Haar geſchlungen, folgten ihm auf dem Fuße.

Auch im Wagen bildete das vom Kutfcher und Frau Publitz behandelte Thema den Gegenſtand der Unterhaltung.

„Alſo es war heute nichts mit der Verlobung,“ meinte der Geheimrath, ein Mann von hoher Geſtalt, mit einem klugen, offenen und wohlwollenden Geſicht, „und Du haſt ſo ſehr darauf gerechnet, Irmgard!“

Das junge Mädchen, eine reizende Blondine, der die Fröhlichkeit aus den Augen lachte, ſchüttelte leicht den Kopf.

„Ich begreife es auch nicht, und beſonders, daß Gersdorff nun wirklich nach Griechenland geht. Er wollte zuerſt durchaus nicht, ſondern eine Lehrſtelle am Gymnaſium annehmen, die ihm angeboten wurde. Aber ich kenne Elli, ſie iſt ſo edel, ſie will kein Hinderniß in ſeiner Carrière ſein.“

„Und da thut ſie recht!“ ſagte der Geheimrath. „Es könnte ihn doch ſpäter gereuen, wenn er ſich ſo die Zukunft verſchloſſen hat. Soll er doch in ſeinem Fache ſehr tüchtig ſein, und ſobald er von ſeiner Reiſe zurückgekehrt, iſt ihm eine Stelle am Muſeum oder an der Bibliothek bei ſeinen Connerxionen ziemlich ſicher.“

„Aber das lange Warten,“ warf Irmgard jetzt ein; „die arme Elli! Ich wünſche ihr ſo ſehr, daß ſie aus dem Hauſe käme. Ihr glaubt garricht, wie ſie dort leidet.“

Der Geheimrath nickte zuſtimmend.

„Bodins müſſen ſich wirklich zu ſehr einſchränken.“

„Ja, wenn sie das nur thäten,“ widersprach der Geheimrath. „Aber da muß Alles mitgemacht werden: Theater, Bälle, Gesellschaften, und die Mama und drei Töchter gekleidet; dazu freilich reicht das Gehalt eines Landgerichtsraths nicht, der kein Vermögen hat.“

„Ja, aber sie können doch nicht immer zu Hause bleiben,“ meinte die Geheimrathin entschuldigend. „Mein Himmel, eine Mutter muß doch ihre Töchter in die Welt führen, sonst können sie sich nie verheirathen!“

„Das werden sie überhaupt schwerlich,“ versetzte der Geheimrath. „Elli vielleicht, wenn es mit dem jungen Gersdorf etwas wird; sie ist die liebenswürdigste und auch die bescheidenste, was nicht zu unterschätzen ist.“

„Und die fleißigste,“ fügte Irmgard, für die Freundin ein tretend, lebhaft hinzu: „Obne sie sähe es schon übel in dem Bodin'schen Hause aus. Die Rätbin ist ja eine sehr gute Frau, ihren Kindern die zärtlichste Mutter; aber so verfahren, so gedankenlos. Ueber den Augenblick denkt sie nicht hinaus; sie rechnet auch nicht. So lange sie Geld hat, giebt sie aus, und dann kommt die Verlegenheit.“

„Und der arme Bodin wird dann gequält,“ sagte der Geheimrath. „Heute that er mir eigentlich recht leid, obgleich er mir im Grunde unsympathisch ist. Der Fünfziger schon völlig ergraut. Ich hätte es ihm wohl gegönnt, wenn er die Freude gehabt hätte, daß seine Liebblingstochter, denn das ist die Elli, sich verlobte.“

Der Wagen hielt jetzt vor der inmitten eines wohlgepflegten Gartens liegenden Villa des Arztes.

Gelbliches Licht flammte im Innern auf. Man bot sich gegenseitig gute Nacht, und jeder suchte sein Zimmer auf.

Irmgard aber fand lange keine Ruhe. Sie liebte Elli sehr, die ihre beste Freundin schon seit der Schulzeit war. Ihr Schicksal ging ihr ungemein zu Herzen.

Sie kannte Elli's ganze Liebesgeschichte. Schon von der Schule an hatten sie und Ottomar Gersdorf Neigung für einander gehabt, und wie fleißig war Ottomar gewesen, um rasch zu Brod zu kommen, damit er seine Elli heimführen könnte, fort aus den traurigen Verhältnissen ihres Elternhauses; die sie mehr bedrückten, als irgend Jemand außer ihm ahnte.

An ihm lag es keinesfalls, daß die Sache doch nun wieder hinausgeschoben war, dann also an Elli. Gewiß war die Edel-muth, des Geliebten Carrière nicht zu hindern, zu loben, wie der Papa ja auch gemeint hatte. Aber eine innere Stimme sagte Irmgard doch, daß es besser für die Beiden gewesen wäre, Elli hätte diesen Edel-muth nicht gehabt. Da mußte doch etwas Besonderes dahinter stecken, irgend etwas im Hause wieder nicht richtig sein. Am Ende gar war die Familie wieder in Geldverlegenheiten. Wenn es nur das wäre, da könnte sie vielleicht, wie öfter schon, die rettende See spielen.

Der Vater gab ihr ein so reichliches Taschengeld, sie konnte leicht davon entbehren, und Elli, die mit recht vielem Talent, wenn auch noch wenig geschult, malte und sich gern etwas verdiente, war immer so beglückt, wenn Irmgard ihr einen Verkauf vermittelte. Natürlich war sie selber fast immer die Käuferin und machte Freunden und Bekannten Geschenke damit, aber das durfte die zartfühlende Elli auf keinen Fall wissen. Unter dem Grübeln, wie sie ihre Absicht diesmal am besten ausführen könne, schlief das junge Mädchen mit einem Lächeln auf den Lippen ein. Wie schön ist es doch, reich zu sein und denen helfen zu können, die man liebt!

## 2.

In der Wohnung des Professors Gersdorf war indessen fast vollständige Stille eingelehrt. Die Gasflammen waren ausgelöscht. Das Stubenmädchen Vertha und die Köchin räumten noch im Verein mit den für den Abend angenommenen zwei Lohndienern das Geschirr im Speisesaal ab.

Die Familie hatte sich in das Studirzimmer des Professors zurückgezogen, wo sie noch mit dem Präsidenten ein Glas Bier tranken und sich über die Eindrücke des Abends unterhielten.

„Wie seid Ihr denn nur zu der Bekanntschaft meines Naths Bodin und dessen Familie gekommen?“ warf der Präsident plötzlich fragend ein. „Die gehören doch gar nicht in Euren Kreis?“

Er hatte sich vorgebeugt und seine Augen, etwas tief liegenden Augen glitten forschend von einem Familiengliede zum andern hinüber.

Präsident von Werthern war ein schlanker, hoch gemachener Mann von vornehmer Haltung, einem schmalen, feinen Gesicht,

über das ein Zug der Melancholie und des Leidens ausgebreitet lag.

Und er hatte in der That viel Kummer in seinem an äußeren Erfolgen reichen Leben erfahren. Mit einer schönen heißgeliebten Frau vermählt, die ihm zugleich mit ihrer Hand ein bedeutendes Vermögen brachte, hatte er das Unglück, sie und zwei herangewachsene Kinder, einen Sohn und eine Tochter, kurz nach einander zu verlieren. Seit zehn Jahren schon stand er ganz allein in der Welt.

Seine Schwester, die Professorin, sah ihm sehr ähnlich; doch fehlte ihr dieser Zug der Melancholie. Sie war eine stattliche Frau, die sich sehr stolz und aufrecht hielt und die geborene Freiin von Werthern noch gern hervorkehrte. Ihr Mann dagegen, klein, behäbig, mit etwas raschen unruhigen Bewegungen, machte den Eindruck größten Wohlwollens und freundlicher Gut-müthigkeit. Er lebte ganz seiner Wissenschaft, der klassischen Philologie, in der er Bedeutendes leistete, verlangte im Hause nichts als Ruhe für seine Arbeiten und überließ sonst das Feld vollständig seiner Frau, die sich denn auch zur allmächtigen Selbstherrscherin ausgebildet hatte. Nur gegen einen enthielt sie sich jeder Herrschaft, dem ließ sie die vollste Selbstständigkeit in all seinen Entschickungen, das war ihr einziger Sohn Ottomar, ihr Stolz und ihre Freude, wie sie mit Recht sagen konnte. Wenigstens bis dahin hatte er ihr nur Freude gemacht. Ein fleißiger Schüler und ebenso fleißiger Student hatte er glänzende Examina bestanden und galt jetzt allgemein für ein neu auf-gehendes Licht in der Wissenschaft.

Schon früh vom Vater in das klassische Alterthum eingeführt, hatte auch er sich mit Begeisterung dem Studium der alten Kunst und Geschichte hingegeben und war, nachdem er seinen Doktor absolviert hatte, schon ein Jahr in Italien gereist. Die Arbeit, die er als Erfolg seiner dortigen Studien veröffentlicht hatte, war so bemerkenswerth gefunden worden, daß sie ihm den Ruf an das Kaiserliche Institut zu Athen eintrug, zugleich auch das Angebot einer Lehrerstelle an einem Gymnasium der Residenz, dessen Direktor seinem Vater befreundet war.

(Fortsetzung folgt.)

## Seltames Gerichtsverfahren in Palästina.\*)

Von Carl Stangen.

Die Ebene von Esdrelon (Nefreeh) ist Zeuge der blutigsten Kriege gewesen, die in der Geschichte verzeichnet sind. In den ältesten Zeiten schon haben sich dort Völkerschaften gegenüber gestanden, die bestrebt waren, sich untereinander in grauamer Weise zu vernichten. Wohl bekannt ist, daß Deborah und Barak an der Spitze der nördlichen Stämme Israels hier den Feldhauptmann der Kanaaniter, Sifferah, schlugen, daß Gideon die Medianer in dieser Gegend besiegte, daß der erste König Israels, Saul, hier starb, indem er sich in sein eigenes Schwert stürzte, daß hier König Achas im Kampfe gegen die Philister verendete, daß die Truppen Vespasians und die Kreuzfahrer hier bedeutende Kämpfe ausfochten, daß die Franzosen unter General Kleber diese Ebene mit Strömen von Blut düngten u. s. w. Noch jetzt findet man häufig Kanonensplitter auf den Feldern, die von dem zuletzt angeführten Kriege Zeugniß geben. In Folge der ewigen Verdrängnis, in der sie sich so befanden, haben sich erklärlicher Weise bei den Bewohnern dieser Landschaft dem friedlichen Verkehr besonders zugewandte Charakter-Eigenschaften nicht ausgebildet.

Die Ebene ist außerordentlich fruchtbar, im Frühjahr jedoch häufig sehr schwer zu passiren, weil das zu dieser Zeit in großen Massen niederströmende Regenwasser große Sumpfe bildet. Man ist daher in dieser Zeit gezwungen, seinen Weg an den Gebirgsabhängen entlang zu nehmen. Mitten in der Ebene liegt ein verlassenes Fort aus der Zeit Napoleons I., das Dorf el Fule. Die Einwohner dieses Dorfes sind den Reisenden niemals sehr freundlich entgegengekommen, es hat sich vielmehr, vielleicht aus dem oben geschilderten Anlaß, gegen alle Fremden ein besonderer Haß ausgebildet. Dennoch ist der Reisende gezwungen, des Trinkwassers wegen, in der Nähe dieses Dorfes Station zu

\*) Wir entnehmen diese interessante Skizze der neuesten Nummer der Stangen'schen Illustrirten Reise- und Verkehrszeitung (herausgegeben von Carl Stangen's Reisebureau, Berlin W., No. 10), die wir hierdurch angelegentlich empfehlen. D. Red.



machen. Auch mir ging es wie allen anderen Besuchern dieses Landes. Es war ein heißer Tag gewesen und ich hatte einen langen Ritt hinter mir, als ich bei dem genannten Dorfe, das noch von einem halbverschütteten Wallgraben umgeben ist, ankam. Ich schlug meine Lagerstatt vor dem Dorfe in einiger Entfernung auf, und zwar an einer Stelle, wo dicht in der Nähe aus einer anmuthigen Quelle klares Wasser floß. Nachdem ich mich an den mitgenommenen Speisen genügend gestärkt hatte, konnte ich es nicht unterlassen, das alte Fort, von dem ich schon Manches gehört und gelesen hatte, etwas näher zu betrachten, und ich unternahm daher einen kleinen Spaziergang am Rande des Wallgrabens. In dem Dorfe selbst jenseits des Wallgrabens kam hin und wieder einer der Bewohner zum Vorschein und ich konnte aus der Ferne bemerken, daß man mich mit einem gewissen Mißtrauen beobachtete. Ich schritt aber ohne größere Besorgniß auf meinem Wege weiter, bewunderte die riesigen Disteln und das Unkraut, das in der Nähe des Dorfes wuchs, bebauernd, daß dieser Boden nicht besser ausgenutzt war. Auf einmal, als ich eine kleine Wendung machte und dem Dorfe den Rücken zuehrte, flog ein nicht unbedeutender Stein an meinen Schultern vorüber. Es war jedenfalls darauf abgesehen gewesen, mir mit diesem Stein den Kopf zu zerschmettern. Als ich mich umblühte, gewahrte ich nur noch, wie ein halbwochiger Burche hinter den Mauern der Häuser verschwand. Sein Gesicht konnte ich der Entfernung wegen nicht genau sehen. Etwas vorsichtiger und die Blide nach der feindlichen Seite gerichtet, ging ich nunmehr in mein Lager zurück, wo mein Dragoman und meine Pferdekenne meiner harrten. Die letzteren waren besonders kräftige Leute und, weil sie wissen, daß sie in diesem Lande auf ihrer eigenen Schutz angewiesen sind, auch mit guten Waffen versehen. Ich nahm daher sowohl den Dragoman, als zwei der tüchtigsten Pferdekenne mit mir und ging mit diesen zusammen in das Dorf hinein. Schon bevor wir es erreicht hatten, bemerkte ich, daß die Einwohner über unser Kommen keine besondere Freude zeigten, und an verschiedenen Stellen hörte ich ein Getöse der Weiber, woraus ich annehmen konnte, daß ihnen unsere Anwesenheit sehr unangenehm sei. Aber ich ließ mich dadurch nicht abhalten. Zunächst veranlaßte ich die am Eingange des Dorfes befindlichen Leute, mir den Scheik des Dorfes zu holen, und als dieser mit einigen Aeltesten erschien, forderte ich ihn in sehr bestimmter Weise auf, mir den Burchen, der den Stein nach mir geworfen hatte, zur Stelle holen zu lassen. Der Scheik that, als ob er aus den Wolken gefallen wäre, und auch die anderen mit ihm gekommenen Araber wollten von der Sache nichts wissen. Sie behaupteten zunächst, sie könnten unmöglich ermitteln, wer der Thäter gewesen sei. Ich bestand jedoch ganz energisch auf meiner Forderung, und zwar mit dem Hinweise, das Dorf sei so klein und enthalte nur so wenig Einwohner, daß es ohne Zweifel festzustellen sein müsse, wer der Schuldige gewesen sei. Daraufhin entstand eine Berathung unter den Aeltesten des Dorfes; diese aber würde wohl kaum zu einem Resultate geführt haben, wenn die Leute nicht unsere guten Waffen gesehen hätten, vor denen ihnen doch wohl ein wenig bange sein mochte. Die mit Gesittulationen begleitete Unterhaltung der Araber war sehr lebhaft, ein Jeder machte seine Vorschläge, und fast schien es, als ob die Leute unter sich thätlich an einander gerathen würden. Aber auf einmal gebot der Scheik, dem ein Einfall gekommen zu sein schien, Einhalt und bat, mir einen Vorschlag machen zu dürfen. Ich willigte ein. Er ließ nun einen halberwachsenen Knaben kommen, dessen elendes Aussehen davon zeugte, daß er eine große Pflege nicht genöß. Dieser arme Knabe war wahrscheinlich der Sklave des Scheiks, und an seinem Dasein schien ihm wenig gelegen zu sein. Er machte mir nun den Vorschlag, an diesem Knaben die Strafe für die erlittene Unbill zu vollziehen.

„Herr,“ sagte er zu mir, „ich weiß nicht, wer der Schuldige ist, hier übergebe ich Dir eine Gessel, züchtige diesen Knaben, ich gebe sein Leben in Deine Hand. Laß ihn vor meinen Augen todtpeitschen, damit das Unrecht, was man Dir zugefügt hat, gegühnt werde.“

Die Zammergestalt dieses Burchen dauerte mich tief, aber noch viel mehr dauerte es mich, daß man ihn, der an dem Unrecht, das mir zugefügt war, jedenfalls ganz unschuldig war, so ohne Weiteres in meine Hände geben wollte. Ich blickte den Scheik daher scharf an und sagte ihm: „Wie kannst Du von mir denken, daß ich an einem unschuldigen Knaben eine Sühne nehmen werde für etwas, was vielleicht Dein eigener Sohn gethan hat! In unserem Lande straft man nicht Unschuldige, sondern diejenigen, die gefrevelt haben. — Warum habt Ihr gegen uns einen so großen Haß und warum verachtet Ihr uns?

Wir kommen in Euer Land nur, um dessen Schönheiten zu bewundern und alles Interessante kennen zu lernen. Wir haben keine feindliche Absichten gegen Euch, im Gegentheil, wir bringen Euch Geld ins Land und nehmen Antheil an Euren Schicksal. Ihr solltet darum nicht einen Haß gegen uns haben und Eure Kinder lehren, mit Steinen nach uns zu werfen, sondern uns freundlich entgegenkommen und uns behüßlich sein, die Strapazen der Reise zu erleichtern. In jedem Falle laß' diesen unschuldigen Knaben gehen. Fürchtest Du Dich nicht vor des Höchsten Strafe, daß Du ihn für den Schuldigen leiden lassen willst? Lehre Deine Kinder und den Bewohnern Deines Dorfes, daß wir friedliche Wanderer sind und daß sie uns in Frieden unsere Wege ziehen lassen sollen, damit wir auch Euren Frieden nicht zu stören genöthigt sind.“

Diese Worte schienen sowohl auf den Scheik, als auf die anderen anwesenden Araber einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, und man konnte bemerken, daß dem alten Manne, dem vielleicht über seine sonnengebräunten Wangen niemals Thränen herabgelaufen waren, die Augen feucht wurden. Er griffen nahm er, der in seinem Lande bestehende Sitte gemäß, den untersten Saum meines Mantels und küßte ihn, indem er mich flehentlich bat, das mir geschehene Unrecht zu verzeihen, und zwar mit dem Versprechen, er werde dafür sorgen, daß den Kindern gelehrt werde, die Fremden zu achten und sie ferner nicht in solcher Weise, wie es hier geschehen wäre, zu behandeln.

Meine Mission konnte ich nach dieser Versicherung für erledigt ansehen. Ich ging daher frohen Herzens aus dem Dorfe zurück nach meinem Lager und freute mich, daß ich nicht nöthig gehabt hatte, von dem Waffen Gebrauch zu machen.

## Hottohiü.

Ein Kapitälchen über Berliner Droischenkutscher.

Da halten sie Einer hinter dem Anderen, die Berliner Droischenkutscher, und warten auf ihre Fahrgäste. Ob die Sonne glühende Strahlen vom Himmel schießt, ob's Strippen regnet, ob schneidende Kälte die Bürger in Eile durch die Straßen treibt, immer bleiben sie sich gleich. Sie sitzen auf dem Trittbrett ihres Wagens und lesen ihre Zeitung, oder in der nahen Destille, um sich zu stärken, zu erfrischen oder zu wärmen.

Wie alle Menschen, die viel freie Zeit haben, wie Schäfer und Feldhüter, Nachtwächter und Landbriefträger, so sind auch die Droischenkutscher Philosophen. Jedenfalls haben sie alle ihre Weltanschauung, und sie grübeln und grübeln, wie sie ihre Lebensdroische am sichersten durch die Verkehrsstraßen dieser Welt fahren. Schon an den Kutschereleben tritt der Ernst der Zeit in Gestalt eines schwierigen Examins vor dem Polizeilieutenant heran. Nachdem er fünf Tage lang von einem kundigen Wachtmeister instruiert worden ist über Straßen und Plätze, Theater und Krankenhäuser, muß er zum Lieutenant und muß zuerst die mündliche Prüfung ablegen. Er antwortet wie geschmiert, und wenn der strenge Examinator sieht, daß der Prüfling in jedem Sattel gerecht ist, wird er zum Fahrexamen zugelassen, das bekanntlich Montags und Donnerstags in stillen Straßen abgehalten wird.

Hat er das einmal bestanden, so muß er sich Kivree zulegen und tritt nun in den großen Verband der Blau- oder Rothtragen. Wehe ihm, wenn er sich nun vermessend sollte, einer seiner neuen Kollegen mit Sie anzureden!

„Jungelen, Du bist woll noch nich in' Verein. Laß Dir mal mit einer Großen einschreiben.“

Bei der einen bleibt es natürlich nicht, es werden ihrer so viele, wie Kutscher an der Stelle halten . . . Der junge Mann pakt aber trotz des Gelages scharf auf, ob sich kein Fahrgast blicken läßt . . .

Da endlich kommt der Erschante. Nachläßig beiseite er den Wagen, er ahnt ja nicht, was er für den jungen Mann im blauen Mantel bedeutet, der erste Fahrgast. Sehnsüchtiger kann kein Arzt seinen ersten Patienten, kein Rechtsanwalts seinen ersten Mandanten erwarten haben. Und nun fährt er los, fühl durch den dicken Verkehr. An jeder Ecke fährt er gewissenhaft Schritt und hält die Peitsche hoch, wie er es beim Wachtmeister gelernt, jetzt ein kurzer Ruck, der Wagen hält; der Herr reicht dem Kivrigen eine Mark hin und verschwindet.

Das erste Geld, die erste Mark. Es ist schon fast zwölf Uhr, der halbe Tag schon herum, und noch vier Mark müssen verdient werden, denn fünf muß er jeden Abend dem Fuhr-

ausge  
em an  
hönen  
Sand  
ie und  
r, kurz  
and er  
hlich:  
stätt-  
borene  
in da-  
ungen,  
r Gut-  
rischen  
Haufe  
s Feld  
chtigen  
felt sie  
keit in  
tomar,  
konnte.  
Ein  
ngende  
u auf-  
einge-  
m der  
em er  
gereist.  
öffent-  
daß sie  
g, zu-  
naum  
.  
in  
ufigsten  
In den  
der ge-  
Weise  
rat an  
haupte  
die Me-  
staels,  
stürzte,  
endete,  
eutende  
er diese  
t findet  
zuletzt  
en Be-  
ärlicher  
blischen  
gt aus-  
jedoch  
großen  
Man  
ebirgs-  
legt ein  
l Fule.  
ls sehr  
cht aus  
nderer  
n, des  
ion zu  
Rummet  
rausge-  
fir. 10),

herrn abliefern. In den ersten drei Tagen legt er das schlimmste Examen ab, das praktische. Wenn er nämlich zu wenig bringt oder gar den „kalten Schlag“ macht, das heißt gar nichts verdient, ist er am dritten Tage brodblos. Der Fuhrherr scherzt nicht.

Diese Gedanken schießen dem biederen Koffelenter durch den Kopf und weisen seiner Philosophie sofort den Weg des Pessimismus. Er stellt Betrachtungen an, wie ungleich in der Welt die Güter vertheilt sind. Dabei wünscht er seinem Fuhrherrn nichts sehr Schmeichelhaftes. Die Grausamkeit, mit der er über Existenzen verfügt, verletzt seine Begriffe von Nächstenliebe. „Rutcher, Rutcher!“ Er fährt herum. Ein Herr im eleganten Sommeranzug mit grauem Cylinder, einer schönen Dame am Arm und einem netten Mädchen an der Hand tritt auf ihn zu.

„Nach Schildhorn und zurück, was kostet das?“

Unser Droschkennoisse überlegt einen Augenblick, dann sagt er zögernd: „Die Stunde zwei Mark!“

„Ja, Sie sollen aber draußen warten?“

„Na, sagen wir fünfzehn Mark!“

„Zwölf sind auch genug!“

Wenn ich's nicht thue, so thut's ein Anderer, denkt der Rutcher jetzt und nimmt die Fuhre an. Er darf ja keine verweigern, so hat es ihn der Wachmeister gelehrt. Sein Jahrgehalt war ein nobler Mann. Auf dem Wege schon erhielt der junge Meister vom Boche eine Weiße, in Schildhorn Kaffee und Kuchen und auf den Abend eine Schinkenfülle.

So geht es im Sommer. Im Winter stellt das Publikum stärkere Anforderungen. Vor den Balllokalen und Theatern halten die Droschken in der schneidenden Kälte. Dafür aber ist auch der Verdienst weit besser. Zwei Winter gute Geschäfte und ein sparsamer Rutcher ist in der Lage, sich selbstständig zu machen. Ahtthundert Mark kostet eine Drosche zweiter Klasse, und ein Pferd . . . . der Preis variiert zwischen fünfzig und zweihundert Mark. Wenn er einmal eigenes Fuhrwerk hat, so steht ihm der Weg zum Reichthum offen. Während des Sommers fährt er nur Tagesstouren, Abends reinigt er sein „Geschäft“ selbst und schläft sich aus. Im Winter theilt er sein Tagewerk. Er spannt früh um drei Uhr an und dient den von den Bällen heimkehrenden Herrschaften. Am Vormittag wird geruht und gefuttert, und am Nachmittag gehts wieder ins Geschirr bis zum Theateranfang. So kommt eine Mark zur anderen und schließlich eine Drosche zur anderen. Der ehemalige Rutcher kann aber sein Metier nicht vergessen. Er tritt in einen Handschuhladen. „Ich möchte ein Paar Fahrhandschuhe!“

„Welche Nummer!“

„Tausendzweihundsechzig!“ antwortet er prompt.

## Allerlei.

### Der König und der Forscher.

Folgende famose Satire finden wir in den „Lust. Bl.“:

König Oskar: Herr Nansen, ich habe Sie zur Audienz befohlen. . . .

Nansen: Ich muß Ev. Majestät unterbrechen: der Ausdruck „befehlen“ ist wohl nicht das richtige Wort. Vergessen Sie nicht, vor wem Sie hier auf dem Thron sitzen!

Der König: Ich weiß es nur zu gut. Von mir nimmt man leider seit einiger Zeit nur wenig Notiz; alle Ehren, die das Volk zu vergeben hat, häufen sich in diesen Tagen allein auf Sie.

Nansen: Und das mit Recht: ich bin ausgezogen, um den Nordpol zu erreichen, und ich habe ihn nicht gefunden; diese eine Thatfache muß genügen, um den Jubel der Norweger zu erklären, denn wenn ich ihn gefunden hätte, wäre ich vielleicht gar nicht zurückgekehrt.

Der König: Ich muß aber daran erinnern, daß Sie Ihren Ruhm nur meiner persönlichen Freigebigkeit zu danken haben, die Ausrüstung Ihres Schiffes „Fram“ wäre nimmermehr ohne mein Eingreifen zu Stande gekommen. Dafür schulden Sie mir Dankbarkeit.

Nansen: Nur keine Ueberhebung, Eure! Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß Sie für meine Expedition zwar einige Kronen ausgegeben haben; deswegen bleibt es indess nicht minder wahr, daß Sie noch immer eine Krone zu viel besitzen.

Der König: Wie verließen Sie das?

Nansen: Ich meine die Doppelkrone der vereinigten Könige. Ziehen Sie sich auf Schweden zurück, Majestät! Norwegen kann ganz gut von Björnson und mir regiert werden.

Derantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Der König: Ich beklage es lebhaft, daß Sie sich dem Partisanatismus in so hohem Grade überliefert haben. Sie haben sich bis zu einem Grade versteigt. . . .

Nansen: Bis zum 86ten Grade nördlicher Breite; das genügt, um mich populärer zu machen, als es der König ist.

Der König: Es scheint so. Aber Politik und Nordpolexpedition sind zweierlei; die beste Expedition verfehlt ihren Zweck, wenn sie. . . .

Nansen: . . . . wenn sie nicht den Monarchen hinausexpedirt.

Der König: Sie gehen entschieden zu weit!

Nansen: Ein Polarfahrer kann nie weit genug gehen; das nächste Mal gehe ich bestimmt noch weiter.

Der König: Wenn Sie sich dabei an Ihren Beruf halten, habe ich nichts dagegen; ich dachte, Sie wären Forscher.

Nansen: Zweifellos bin ich forscher, als mancher „Andree“, der sich vor der Herreise der norwegisch-schwedischen Union fürchtet. Wer aber das ausgehalten hat, was ich durchgemacht habe, der kennt keine Angst. Ich habe die Schrecknisse der Polarwildniß überstanden, ja noch mehr: ich habe mich den Strapazen der zu meinen Ehren veranstalteten Empfangsfestlichkeiten gewachsen gezeigt, und deshalb dürfen Sie mir das Neueste zutrauen, mir und meinen Freunden; Björnson wird die Union entwerdichten, ich werde sie auseinandersuchen. Wir werden einen Brand entzünden. . . .

Der König: Utan svakvel och kosfor.

Nansen: Nein, Herr Königöping, mit Schwefel und mit Phosphor; unsere Losung lautet: Ritich, Trob, — Fram, Frei!

Der König: Dann können wir wohl die Audienz beschließen.

Nansen: Es entspricht dem Ceremoniell der Radikalen, daß sich der König am Schluß der Audienz eine Gnade ausbitten darf.

Der König: Sehr verbunden; dann bitte ich um die Vergünstigung, Ihre nächste Polarfahrt mitmachen zu dürfen; ich erblicke darin das einzige Mittel, die Popularität wiederzugewinnen.

Nansen: Gut, Majestät, kommen Sie mit in die Region des ewigen Eises; ich werde Sie dort kalt stellen!

## Vom Büchertisch.

Un dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Die Popularisierung der Naturwissenschaften ist eine der schwierigsten, aber auch dankenswertesten Aufgaben unserer Zeit, da sie die Volksbildung mehr als alle anderen ähnlichen Bestrebungen zu heben vermag. Insbesondere ist es die Kenntnis der uns umgebenden Natur und ihrer Gebilde, die überall in erster Linie verbreitet werden sollte, wie dies die illustrierte Zeitschrift für alle Naturfreunde „Natur und Haus“ in anerkannter Weise zu erreichen sich bestrebt. Der jetzt fertig vor uns liegende vierte Band dieses verdienten Unternehmens bietet gleich den vorhergegangenen Bänden eine wahre Fundgrube von interessanten Schilderungen und bildlichen Darstellungen aus der Naturkunde. Keine schwerwärtlichen, wissenschaftlich gehaltenen Abhandlungen finden wir hier, sondern frisch und lebendig geschriebene Selbstbeobachtungen, reich bedacht mit praktischen Fingerzeigen für Sammler und Naturliebhaber. Und hierin liegt die Stärke der Zeitschrift und begründet sich ihr steigender Erfolg, daß sie die Förderung der Liebhabereien als Mittel zum Zweck benutzt, denn wer sich einer Naturliebhaberei hingiebt, vertieft sich immer weiter in die Beobachtung der Natur. Die zunehmende Beteiligung aus Gelehrtenkreisen an dem Inhalt der Zeitschrift ist mit Freuden zu begrüßen, um so mehr, wenn die Herren, wie es im vorliegenden Bande der Fall ist, über populäres Darstellungsvermögen verfügen. Es sei noch kurz erwähnt, daß „Natur und Haus“ alle Gebiete der Naturkunde pflegt, insbesondere Säugethiere und Vögel — Fische, Amphibien, Reptilien — Blumen- und Pflanzenkunde — Entomologie, Geologie, Mineralogie und das Sammelnwesen auf diesen Gebieten. Bei dem billigen Preise — Der vollständige Band kostet nur 6 Mk., das Vierteljahr (6 Hefte) 1,50 Mk. — ist der Bezug des Blattes weiten Volkstheilen ermöglicht. Probehefte liefert die Verlagsbuchhandlung Robert Oppenheim (Gustav Schmidt) Berlin SW. 46 gratis.

„Dies Blatt gehört der Hausfrau!“ Die soeben eintreffende erste Nummer des neuen Jahrgangs ist von einer erstaunlichen Vielfältigkeit und es ist unmöglich, auf dem beschränkten Raume, der uns hierfür zur Verfügung steht, so ausführlich darüber zu berichten, als das gute Unternehmen verdient. Die Menge wohlgeheimer, beherzigenswerter Winke für das praktische Leben, der reichhaltige Rodentheil, der flotte Anfang des spannenden Romans „Haus führen“ von Martin Bauer — die Gratis-Beilage „Das ganze Deutschland soll es sein!“ — Alles ist so interessant, daß die Frauenwelt stolz sein kann, ein derartig vortreffliches Blatt für ihre Interessen wirken zu sehen. Für die Liebhaber des Hauses ist eine besondere, alle 14 Tage erscheinende Beilage unter dem Titel „Das Blatt der Kinder“ geschaffen, welche viel Unterhaltenes und Belebendes bietet. Wir empfehlen diese Zeitschrift angelegentlich mit dem Bemerken, daß jede Buchhandlung oder Postanstalt Abonnements zum Preise von 1 Mark 40 Pfennig pro Quartal übernimmt.

